

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4627) vierteljährlich 2,10 Mk., für 2 Monate 1,40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. egl. Bestellgeld.

Redaktion: Tauchaer Str. 19/21.
Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon: 3721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Anserte werden die 5gespaltene Zeitzelle oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schmeißer Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die folgende Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauchaer Str. 19/21. Preis 12 Pf. — 12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertag geschlossen

Der Kampf um den Zolltarif

wird bald zur Entscheidung im Reichstag reif sein, und es spricht gar manches dafür, daß die letzte Entscheidung über den Brotwucher in die Hand der Wähler gegeben werden wird. Alle Parteien treffen bereits in der Stille ihre Vorbereitungen, um von einer möglichen Auflösung des Reichstags nicht überrascht zu werden und

Reichstagswahlen

schlagfertig gegenüberzutreten.

Aber auch die kommenden Verhandlungen im Reichstag werden ein Interesse haben, das weit über die gewöhnliche Tagespolitik hinausgehen wird.

Die **Brotwucherpartien** werden alle Hebel in Bewegung setzen, um den Tarif noch vor den Wahlen unter Dach zu bringen, und sich nicht einem Volksgericht über den Brotwucher stellen zu müssen.

Die **Parteien der Rechten** haben ihrerseits bereits angekündigt, daß sie alle parlamentarischen Mittel anwenden werden, um den Hungertarif nicht Gesetz werden zu lassen, und haben für den äußersten Fall mit der parlamentarischen

Obstruktion

gedroht. Unter diesen Umständen werden die politischen Kämpfe in Deutschland bald die Augen der ganzen Welt auf sich ziehen; und insbesondere wird es die Parteipresse sein, welche in diesem Kampfe ein entscheidendes Wort mitzusprechen wird.

Die **Arbeiterpresse** wird in den kommenden Monaten die Aufgabe haben, die Stimme des arbeitenden Volkes in den Sitzungssaal des Reichstags bringen zu lassen und dort die Meinung der Wähler zum Ausdruck zu bringen, noch ehe es zu Neuwahlen zum Reichstag kommt.

In diesem Kampfe wird die Arbeiterpresse ganz besonders auf die Unterstützung der Leser angewiesen sein.

Die Leipziger Volkszeitung

wird in den kommenden heißen Tagen wieder mit an erster Stelle stehen, um die Angriffe der Gegner zurückzuweisen, ihre Schlechtigkeit der Arbeiterklasse zu denunzieren, um die Zersplitterung zwischen Brotwucherpartei und Regierung mit der schneidigen Waffe des geschriebenen Wortes zu zerhacken.

Arbeiter! Parteigenossen! Leset und abonniert und werbet Leser für die Leipziger Volkszeitung!

Redaktion und Verlag der Leipziger Volkszeitung.

Auferstehung.

* Leipzig, 29. März.

Es ist der Arbeiterpresse zur Gewohnheit geworden, an die christlichen Feste historische Betrachtungen zu knüpfen, und wir sind die letzten, diese Gewohnheit zu schelten. Die Geschichte des Christentums ist die Geschichte einer zweitausendjährigen Kultur, mit der man nicht fertig wird, wenn man ihr ärgerlich den Rücken kehrt und einige Verwünschungen über sie murmelt, oder wenn man die Vernunftwidrigkeit der christlichen Mythen aufweist und an ihrer Statt banale Predigten über bürgerliche Moral zum besten gibt.

Dieses Weges sind einst die Vorkämpfer der bürgerlichen Aufklärung gewandelt und darunter nicht schlechte Männer. Gerade vor dreißig Jahren schrieb David Strauß sein kleines Büchlein über den alten und den neuen Glauben, worin er fragte: „Sind wir noch Christen? Haben wir noch Religion? Wie begreifen wir die Welt? Wie ordnen wir unser Leben? Der kühne Kritiker der evangelischen Geschichte wies diese Geschichte noch einmal als eine Reihe von Mythen nach, aber was er an ihre Stelle setzen wollte, war mehr als trostlos.

Er selbst hatte davon eine lebhaft empfundene, wenn er schrieb: „Ich habe mehreren Gottesdiensten der Freien Gemeinde beigewohnt und sie entsetzlich trocken und unergiebig gefunden. Ich suchte ordentlich nach irgend einer Anspielung auf die biblische Legende oder den christlichen Festkalender, um doch nur etwas für Phantasie und Gemüt zu bekommen, aber das Labfal wurde mir nicht geboten. Nein, auf diesem Wege geht es auch nicht. Nachdem man den Kirchenbau abgetragen, um auf der kahlen, notdürftig geordneten Stelle eine Erbauungsstunde zu halten, ist es trübselig bis zum Schauerlichen.“ Strauß wollte selbst dann nichts von einer „Vernunftkirche“ wissen, wenn der Staat ihr freigebig alle Rechte der christlichen Kirche gewähren würde.

So weit war Strauß konsequent, aber wie begriff er nun die Welt und wie ordnete er das Leben? Man erbaut sich, indem man den Sinn offen erhält für alle höheren Interessen der Menschheit, vorab für das Leben der Nation. Man sucht seinen nationalen Sinn durch geschichtliche Studien zu unterstützen und daneben auch seine Naturkenntnis zu erweitern; und endlich finden wir in den Schriften unserer großen Dichter, bei der Ausführung der Werke unserer großen Musiker eine Anregung für Geist und Gemüt, für Phantasie und Humor, die nichts zu wünscheln übrig läßt. So leben wir, so wandeln wir beglückt.“ Wir können es auch; unsere Mittel erlauben uns das; denn die „Wir“, in deren Namen Strauß spricht, sind nach seiner eigenen Auffassung „nicht bloß Gelehrte und

Künstler, sondern Beamte und Militärs, Gewerbetreibende und Gutsbesitzer.“ Die Volksmasse wird nur sehr oberflächlich berührt. Gegen die sozialistische Agitation empfiehlt Strauß Polizei und Kanonen; der Arbeiter aber, der geduldig das kapitalistische Joch trägt, soll auch so weit herangebildet werden, daß er Lessings Werther und Goethes Faust versteht. In den Schulen soll weniger jüdische Geschichte und mehr klassische Litteratur betrieben werden.

Woher aber auch nur dieser bescheidene Fortschritt in dem von Strauß gefeierten Klassen- und Militärstaat kommen soll, sagt er nicht. Im ganzen und großen ist sein Standpunkt der: das Volk mag bleiben, wo es kraft der heiligen Geistes des Weltalls einmal steht; wenn nur „Wir“, die Gebildeten und Besitzenden, uns endlich von der Last befreien können, Christen zu scheinen und zu heißen, was wir eben nicht mehr sind.

Einige Jahre nach Strauß schrieb Albert Lange seine Geschichte des Materialismus. Er hatte ein viel tieferes Verständnis der Arbeiterbewegung als Strauß, gegen den er geltend macht, daß sie niemals durch Kanonen überwunden werden könne. Aber von dem Sozialismus erwartet er auch nichts als Unheil, gerade auf philosophisch-religiösem Gebiete. Siege der Sozialismus, so werde „aus irgend einem Winkel, an den niemand denke, wieder etwas möglichst Unsinniges austauden, wie das Buch Mormon oder der Spiritismus, mit dem sich dann die berechtigten Zeitgedanken verschmelzen würden, um einen neuen Mittelpunkt der allgemeinen Denkweise vielleicht auf Jahrtausende hinaus zu begründen.“ Es gebe nur ein Mittel, der Alternative dieses Unsinnes oder einer finsternen Stagnation zu begegnen; dies Mittel bestehe in der Heilung des Bruches in unserem Volksleben, der durch die Trennung der Gebildeten vom Volk und seinen geistigen Bedürfnissen herbeigeführt werde. Ideen und Opfer könnten unsere Kultur noch retten und den Weg durch die verwüstende Revolution in einen Weg segensreicher Reformen verwandeln.

Obgleich Lange ein viel tieferes Verständnis für die moderne Arbeiterbewegung besaß, als Strauß, so kommt er im Grunde doch auch nur auf dieselbe leere Weisheit hinaus: Bildung des Volkes durch die bürgerlichen Klassiker oder eine idealistische Philosophie. Es ist kein Zufall, daß diese Vorkämpfer der bürgerlichen Aufklärung an der Schwelle des Sozialismus scheitern; sie unterliegen in letzter Instanz demselben Geiste, das die freigeistige Bourgeoisie strom macht, sobald das Proletariat rebellisch wird. Mit anderen Worten: Die zweitausendjährige Kultur des Christentums ist nur zu überwinden durch eine höhere Kultur, die von keiner herrschenden Klasse mehr produziert werden kann, aus dem einfachen Grunde nicht, weil die herrschenden Klassen sich dann selbst vernichten müßten. Denn diese höhere Kultur

Senilleton.

Ehepaar Orlov.

Von Maxim Gorzki.

Uebersetzt von Michael Gossanoff.

Er seufzte tief auf und auf seine Zunge strömten von selbst Worte, wie weder er noch seine Frau sie bisher kannten:

„Ach Du, armes Mädchen! Bist jätlich . . . siehst Du, wer weiß wie, aber einen besseren Freund giebt es nicht, als den Mann. Du wendest Dich immer zur Seite . . . Wenn ich Dich auch mal fränke — das war ja aus Gram, Matrja. Wir lebten in einem Loche . . . hatten die Welt noch nicht gesehen, fast gar keine Menschen gekannt. Bin aus dem Loche herausgetreten und habe das Licht gesehen, ich war wie ein Blinder durchs Leben gegangen. Und begreife jetzt, daß die Frau der beste Freund im Leben ist. Denn die Menschen sind Schlangen und Gewürm, wenn man die Wahrheit sagen soll . . . Sie wollen immer einem anderen etwas Böses thun . . . zum Beispiel — Bronin, Wasjukow . . . Eh, nun, mögen sie zum . . . Schweigen wir, Matrja! Werden uns bessern, hab keine Angst . . . Werden auch Menschen werden und werden anfangen, mit Verstand zu leben. . . Nun? Was ist Dir, Du mein Dummerchen?“

Sie meinte süße Thränen des Glücks, und auf seine Frage antwortete sie mit Nicken.

„Du meinst Einzigel!“ flüsterte er und lächelte sie an.

Sie küßten sich gegenseitig die Thränen ab, fühlten beide ihren salzigen Geschmack. Und lange noch sprach Orlov ihm selbst ungewohnte Worte.

Es war schon vollständig dunkel geworden. Der prächtig mit unzähligen Vienstern besetzten Himmel schaute mit feierlicher Behmut auf die Erde nieder. Auf dem Felde aber war es still wie im Himmel.

Es wurde ihnen zur Gewohnheit, ihren Thee zusammen zu trinken.

Am Morgen nach dem Gespräche auf dem Felde kam Orlov verwirrt und verblüht in das Zimmer seiner Frau. Felizata war erkrankt und Matrjena war allein im Zimmer. Sie empfing ihren Mann mit strahlendem Gesicht. Aber sogleich legte sich ein Schatten darauf und sie fragte ihn angstvoll:

„Was hast Du? Fehlt Dir etwas?“

„Rein, nichts!“ antwortete er trocken, setzte sich auf den Stuhl und langte sich den bereits eingegossenen Thee herbei.

„Ja, was denn aber?“ drang Matrjena in ihn.

„Ich konnte nicht schlafen. Habe immer nachgedacht . . . Wir haben gestern viel Unsinn geschwätzt . . . waren weich geworden . . . und jetzt schäme ich mich meiner . . . Dies alles hat ja keinen Zweck. Ihr Weiber sucht in solchen Fällen die Herrschaft über den Mann zu gewinnen . . . ja . . . Du, träume nur nicht davon . . . es wird Dir nicht gelingen . . . Mich wirst Du nicht unterkriegen. Und ich werde Dir nichts nachgeben. Schreib Dir das hinter die Ohren!“

Er sagte das alles sehr nachdrucksvoll, sah seine Frau aber nicht dabei an. Matrjena wandte während der ganzen Zeit ihre Augen nicht von seinem Gesicht, Seine Lippen verzogen sich sonderbar.

„Was denn, Du bereust, daß Du gestern so vertraut zu mir warst?“ fragte sie leise. „Bereust, daß Du mich geküßt und geliebt hast? Ist es das etwa? Das fränkt mich, so etwas hören zu müssen . . . sehr bitter ist das . . . Du schneidest mir ins Herz mit solcher Neden. Was willst Du? Langweile ich Dich . . . hast Du mich nicht lieb oder was?“ Sie sah ihn mißtrauisch an und aus dem Ton ihrer Rede klang Bitterkeit und etwas Herausforderndes gegen ihren Mann.

„Nein . . .“ sagte Grigorij verwirrt, „ich meine nur so . . . im allgemeinen . . . Wir lebten zusammen in einem Loche . . . Du weißt selbst, was das für ein Leben war! Sogar die Erinnerung daran ist ekelhaft. Und jetzt, da sind wir hinaufgestiegen . . . und es ist einem bange vor irgend etwas. Alles hat sich so rasch verändert . . . Und ich komme mir selbst fremd vor und Du scheinst auch eine andere zu sein . . . Was ist denn das? Und was wird daraus?“

„Was Gott giebt, Grischka!“ sagte Matrjena ernst. „Bereue nur nicht, daß Du gestern abend gut warst.“ „Schon gut, laß nur . . .“ sagte Grigorij, noch immer verwirrt und seufzend. „Ich glaube, siehst Du, daß dennoch bei uns nichts herauskommen wird! Unser früheres Leben war nicht schön und das jetzige ist mir auch nicht zu Dank. Und obgleich ich nicht trünke, mich nicht mit Dir prügele, nicht schimpfe . . .“

Matrjena lachte krampfhaft auf: „Du hast eben keine Zeit, Dich mit alledem zu befassen.“

„Mich zu betrinken, hätte ich immer Zeit gefunden.“ lächelte Orlov. „Es verlangt einen nicht danach . . . sieh, das ist das Wunderbare! Und dann überhaupt ist es mir so . . . als schämte ich mich . . . oder fürchtete mich vor etwas.“ Er schüttelte den Kopf und sann nach.

123

Nachdruck verboten.